

Kunst? Schmock? Gesellschaftsspiel?

Zweiter Durchgang in der «Schule für Dichtung» in Wien: Ein zukunftssträchtiges Projekt

VON CHRISTIAN SEILER

Auf dem Gang der Akademie liegt zentimeterhoch der Staub. Ferienzeit: Es wird frisch ausgemalt. Versprengte Studenten schlüpfen zwischen gespreizten Beinen meterhoher Malerleitern hinauf in den ersten Stock, grüssen den Mann hinter dem Büchertisch, nicken ihren entgegenkommenden Kommilitonen hastig zu; sie beschleunigen den Schritt, um nicht zu spät in ihre Klasse zu kommen.

Auf dem Stundenplan steht: Dichten.

Wiens «Schule für Dichtung» hat wieder geöffnet. Nach dem Probelauf im April versammeln sich in zwölf Schreibklassen etwa 200 potentielle Autoren zur 12tägigen «Septemberakademie». Ihr Ziel ist klar. Sie wollen, wenn sie am 19. September die Akademie verlassen, besser schreiben als bei ihrem Eintritt.

Die «Performanceklasse (dt. u. lautsprachig, 3 Tage à 2 Std., öS 600,-)» bietet unter anderem an: «vokale Übungen. Das majestätische Sprechen. Die Töne des Sanskrit-Alphabets. Arbeit mit drum computer. Sprachlich initiierte Gesichts- und Körpergrimmassen.» Der Lehrer hinter dem Katheder heisst Christian Ide Hintze. Er wurde in den achtziger Jahren als «Zettelpoet» bekannt, als er in ganz Wien seine Gedichte, die auf winzige Papierschnitzel geschrieben waren, gratis verteilte. 1980 lernte Hintze Allen Ginsberg kennen, 1990 besuchte er ihn in der «Jack Kerouac School of Disembodied Poetics» von Boulder, Colorado. Dort nahm er nicht nur selbst Poesieunterricht, sondern gebar auch die Idee einer mitteleuropäischen Dichterakademie, der ersten seit der Schule der Sappho in Mitilini auf Lesbos, 2500 vor Christus (und dem in Abwicklung begriffenen Johannes R. Becher-Institut in Leipzig).

Hintze verstand sich als treibende Kraft und sammelte Gleichgesinnte um sich. Er überzeugte Oswald Oberhuber, den Rektor der Kunstakademie, von seinem Projekt und bekam von ihm ein Stockwerk des klassizistischen Bauwerks am Oskar-Kokoschka-Platz geliehen. Er lief von Behörde zu Behörde und bettelte ein ansehnliches Budget für die Dichterschule zusammen. Im April 1992 fand sie zum ersten Mal statt. Die Reaktionen waren geteilt, die Klassen voll.

Fünfzehn Menschen sitzen in der Performanceklasse. Ihre Einsendungen auf Kassette und Videoband haben sie zur Teilnahme qualifiziert. Die Aufgabenstellung der zweiten Unterrichtsstunde bei Ide Hintze lautet: «Schreiben Sie einen Sprechwalzer: Vierzeilig. Jede Zeile ein Daktylus, die letzte Silbe in der zweiten und vierten Zeile muss auf A lauten.»

Ein Zwischenergebnis: «Regenschirm Silberknauf / Edeltraud Hinterland / Staubsauger Blütenstaub / Schlankheitstee Gertenschlank».

Ist Literatur lernbar? Lässt sich Poesie vermitteln? Das scheinen Glaubensfragen zu sein, deren mögliche Antworten mit beliebig vielen Zitaten aus der Weltliteratur vorweggenommen werden können.

Nein, ruft zum Beispiel entrüstet Heimito von Doderer, der Schreibakt müsse so intim erfahren werden wie der Geschlechtsakt.

Ja, meint Gerhard Rühm (in seiner Eröffnungsrede zur ersten Akademie im April), denn Literatur sei ebenso lehrbar wie Musik oder bildende Kunst; es sei bedauerlich, dass die Beherrschung handwerklicher Fähigkeiten, die in den sinnlichen Künsten eine Voraussetzung sei, in der Literatur sträflich vernachlässigt werde.

Vielleicht, sagt H.C. Artmann, und stellt seiner eigenen Klasse («poetik des in-sich-horchens, dt., 6 Tage à 2 Stunden, öS 1.000,-») folgendes bedeutungsvolle Motto von Vicente Aleixandre voran:

«Der Dichter ist voller Wissen, / aber er darf sich nichts darauf einbilden, / denn es ist vielleicht nicht das Seine: / eine unbe-



Dichterst H.C. Artmann beim Vortrag in Wiens «Schule für Dichtung»

Foto: Alexander Klinsky

kannte Kraft, / ein Geist redet durch seinen Mund...»

Auf den Gängen herrscht akademische Ruhe. Im grossen, hellen Büro treffen sich Organisatoren, Lehrer und einzelne Schüler, reden ein paar Takte, lachen, nachen Rohschinkenscheiben vom Buffet, das auf dem überdimensionalen Konferenztisch aufgebaut ist. Gordon Lish, angezogen wie ein kanadischer Wildwächter, steckt seinen Kopf zur Tür herein; in zwanzig Minuten beginnt seine englischsprachige Prosa-Klasse. Der Lyriker Ferdinand Schmatz sitzt am Fenster und telefoniert. Wolfgang Bauer, Dramatiker aus Graz, rauscht eilig ins Zimmer. Für heute hat er den Unterricht hinter sich, in dem er, programmatisch, die «Verquickung des brutalen Begriffs Schule mit dem zimperlichen der Dichtkunst» versuchte. Mit zehn ausgewählten Studenten schrieb er ein Drama, das «vielleicht nicht aufführbar, aber jedenfalls druckbar für eine Literaturzeitschrift»

ist (Bauer). Ein Papier war im Kreis herumgereicht worden; hintereinander hatten Bauer und seine Studenten Dialogzeile an Dialogzeile gefügt.

Kunst? Schmock? Literarisches Gesellschaftsspiel?

Wahrscheinlich alles miteinander, ganz egal. Bauer bewertet seine Lehrerarbeit sowieso als «in erster Linie pragmatisch». Er selbst holte sich 1961 als junger Dramatiker seinen Zuspriech im «Studio für neue Dramatik» in Graz, wo er einen Einakter abgab, der von sechs älteren Autoren kritisiert und – vor allem! – aufgeführt wurde. «Der Hauptsinn der Dichterschule», sagt er, «besteht in der Bestätigung junger Autoren durch einen erfahreneren Kollegen.»

Ferdinand Schmatz stimmt ihm zu: «Ich versuche, Hinweise zu geben, die jemand, der wirklich schreiben will, sonst nicht kriegt. Dabei habe ich die Hoffnung, die Begabten zu bestärken und die Schlechten zu vertreiben.»

Es wäre einfach, über die mehr als 200 Schreibschüler, die diese Septemberakademie besuchen, zu spotten und *das Talent, die göttliche Eingebung, den Musenkuss* als einzigen legitimen Ursprung von Literatur, von Kunst im allgemeinen zu verherrlichen. Aber wozu? Die Bemühungen der Wiener Dichterschule («Schreibschule» wäre vielleicht der angemessenere Name) sind dazu angetan, der Bedeutungshuberei des geschriebenen Worts entgegenzuhalten. In den zwölf Klassen der Dichterschule werden schliesslich nicht genialische Einfälle geübt, sondern ihre handwerklich einwandfreie Verarbeitung. So steht es bereits in der Poetik des Horaz, der überzeugt davon war, dass Dichtung nicht *lehrbar* sei, aber *erlernt* werden muss.

In den USA bietet nahezu jede Hochschule Kurse für «Creative Writing» an, und kein routinierter, technisch hochklassiger Autor hält es für einen Makel, sein Können erworben, nicht in die Wiege gelegt bekommen zu haben. Nur in Europa gilt es als unschick, mit fremder Hilfe den literarischen Olymp zu erklimmen. Welche Vorstellung! Ein Botho Strauss, der in der Schulbank sitzt und Daktylen übt...

Es ist zu wünschen, dass die «Schule für Dichtung» Zukunft hat, dass das Engagement von prominenten Vorreitern wie H.C. Artmann, Gerhard Rühm oder Wolfgang Bauer Früchte trägt. Das Interesse von Lehrern und Teilnehmern ist ohnehin gewaltig; aus dem Ausland, auch aus der Schweiz, treffen Anfragen für Starhilfe bei der Einrichtung ähnlicher «literarischer Pionierprojekte» (Ide Hintze) ein.

Die primäre Vision der Schulorganisatoren besteht aber darin, einen ganzjährigen Regelbetrieb aufzunehmen, nach dem Vorbild von freien Kunst- und Musikhochschulen. So sieht Wolfgang Bauer in den momentanen Akademien «nur die Vorstufe für etwas anderes, für längere Projekte. Ich könnte mir gut vorstellen, junge Autoren über längere Zeit hinweg zu begleiten.»

Zum Beispiel (im Walzertakt zu lesen):
«Wie bar war so war bar / Ner bar da sehr
son war / Trau ba ra rig war da / Wald ja da
Schein ro da.» □